

wird vielfach das Maß der Leistung angelegt, und zwar nicht selten, ohne die Berücksichtigung der je eigenen Chancen des jeweiligen Kindes. Manchmal erlebt man, daß Eltern nicht nur indirekt ihre Kinder mit der Erwartung von Leistungen bedrängen, sondern sogar ihre erneute Zustimmung zum Kind von erbrachten Leistungen abhängig machen. Kinder leben dann in einem Klima, in dem sie sich die Zuwendung, die sie so nötig zum Leben brauchen, fast erarbeiten müssen. Die Taufe ist das Zeichen, daß Gottes Zustimmung aller unserer Antwort vorausgeht. Das ist das eine, was eine Erziehung unter diesem Zeichen kennzeichnen muß: Die Liebe zum anderen, zum Kind, ohne daß dieses dafür schon etwas erbracht hat und immer wieder erbringen muß. Zum anderen: Im christlichen Glauben ist Leistung ein fragwürdiges Maß für den Menschen. Zwar kommt es auch im christlichen Leben darauf an, daß der Mensch seine Kräfte entfaltet und einsetzt; aber ihn daran messen, das verbietet schon das je eigene Maß jedes Menschen. Und noch weiter: Nicht die meßbare Leistung gestaltet den Menschen als Menschen, sondern der Geist der Liebe, in dem er lebt und unter anderem auch arbeitet. Wozu dieser den einzelnen anregt und wie der einzelne diesem Geist Raum gibt, das ist das Geheimnis des einzelnen Menschen. Es ist im christlichen Glauben nicht nur verboten, sich ein Bild von Gott zu machen; der Christ darf sich auch nicht ein Bild vom anderen Menschen machen, um diesen dann an diesem Bild zu messen oder in dieses Bild zu zwingen. Das gilt auch für das Verhältnis von Eltern zu ihren Kindern. Erziehung im Vorzeichen der Taufe schließt ein die Ehrfurcht vor der Eigenart jedes Kindes, vor dem Geheimnis, daß das Leben eines Menschen ein einmaliges Gespräch mit dem gemeinsamen Geheimnis unseres Lebens ist. Eine solche Erziehung im Geiste der Ehrfurcht vor dem heranwachsenden Menschen und dessen Geheimnis relativiert alle die anderen sog. objektiven Beurteilungen, unter die sich der Mensch heute vielfältig gestellt sieht. Sie hat sich auch als Ehrfurcht vor dem schwachen und belasteten Menschen zu bewähren. Sie kann jedem Menschen einen Raum der Freiheit schaffen, in dem er Mut zu sich, zu

seiner Eigenart, zu den Akzenten seines Lebens bekommt. Das hat durchaus mit der Taufe zu tun. Feiert diese doch, daß dieser Mensch bei seinem Namen, und das heißt, zu seinem Leben berufen ist, das noch keiner kennt außer dem, der ihn in dieses Dasein rief.

**Paul Weiß**

## **Pfarrkirche Machstraße - Pfingstnovene 1972**

*Gemeindebildung durch „Gottesdienstgemeinden“*

*Im folgenden Beitrag berichtet ein Mitglied des Priesterteams Wien-Machstraße von einem weiteren Versuch, die rund 10.000 Katholiken zählende Großstadtpfarrkirche zu einem tieferen Gemeinschaftsbewußtsein und zu konsequenterer Mitverantwortung zu führen. Die „Gottesdienstgemeinden“ könnten tatsächlich dazu beitragen, daß sich die Mitglieder großer Gemeinden in überschaubaren Gruppen und Teilgemeinden besser kennen lernen und sich so leichter füreinander und miteinander engagieren. Der Praxis-Bericht ist eingebettet in einen kritischen Rückblick auf die bisherige Arbeit der „Machstraße“. Manche der hier vorgelegten Überlegungen bedürfen noch weiterer Diskussionen. red*

In der Pfarrkirche Machstraße in Wien wird seit vier Jahren an Stelle von Maiandachten eine intensive Pfingstvorbereitung gehalten. Dadurch soll dieses Fest nicht nur vorbereitet, sondern es soll jeweils neu der Grund gelegt werden, um es überhaupt feiern zu können. Denn das Wirken des Geistes Gottes in seiner Kirche kann nur dann Grundlage für ein Fest sein, wenn in der feiernden Glaubensgemeinschaft etwas davon spürbar wurde, wenn diese also wieder mehr das Wesen der Kirche in ihrem Bereich – als konkrete Gemeinde – verwirklicht. Daher muß jede Pfingstvorbereitung ein Schritt in dieser Richtung sein. Über die Pfingstnovene 1972 soll im folgenden berichtet werden.

### **1. Die Situation der Gemeinde**

Die drei Kapläne, die als Team mit dem Aufbau einer Pfarrgemeinde in der Machstraße

betrault wurden, hatten von Anfang an ein doppeltes Anliegen: die Glaubensentscheidung der Erwachsenen zu ermöglichen und die Bildung von Glaubensgemeinschaften zu fördern<sup>1</sup>. Unter diesem Zeichen standen die Bemühungen in der Gestaltung der Gottesdienste, die im vergangenen Jahr erstmals auch wöchentlich durch einen eigenen „Predigtkreis“ thematisch und technisch (Texte usw.) vorbereitet wurden. Ferner die Bildung von Eherunden, von denen aber in letzter Zeit einige sich wieder auflösten bzw. der Pfarre entfremdeten, nachdem nicht mehr immer ein Priester dabei war. Ebenso die Versuche von Glaubenskursen für Erwachsene und der Aufbau einer Pfarrcaritas. Auch die Sorge für Kinder und Jugend wurde im Sinne der Erwachsenengemeinde zu lösen versucht: durch die Mitarbeit vor allem der Eltern der Kinder<sup>2</sup> bzw. durch einen von einer Gruppe Erwachsener betreuten Jugendklub.

Diese Erfahrungen in all diesen Schwerpunkten der Seelsorgearbeit<sup>3</sup> hatten aber immer deutlicher gezeigt, daß zwar viele Pfarrangehörige zur Ausführung von Hilfsdiensten bereit waren, aber kaum welche zur Übernahme von selbständiger Mitverantwortung. Es kam gerade nicht dazu, daß das Priesterteam „Kernzelle“ einer Pfarre mit vielen Gemeinschaften erwachsener Gläubiger wurde, wie es beabsichtigt war und dem Priesterbild der Kapläne entsprach<sup>4</sup>. Sicher waren daran auch persönliche Mängel dieses Teams schuld, aber vor allem war es die Erwartung der Pfarrangehörigen, die in den Priestern der vornherein die Betreuer sahen, die für alles letztlich zuständig sind. Deshalb begrüßen sich die Gläubigen bis heute nur zu

einem kleinen Teil gegenseitig beim Gottesdienst, obwohl von Anfang an alle Kapläne – nicht nur die Diensthabenden – bei allen Gottesdiensten mitfeierten und mit möglichst allen Gläubigen sprachen. Deshalb finden sich für alle Aufgaben nur sehr schwer genügend Helfer, und auch diese zumeist nur, wenn ein Kaplan sie persönlich anspricht. Deshalb funktioniert speziell die Pfarrcaritas fast nicht, weil sie sich im Grunde gar nicht organisieren läßt, sondern persönliche Beziehungen der Gläubigen untereinander voraussetzt.

Gerade diese persönlichen Beziehungen der Gläubigen untereinander fehlten aber noch weitgehend. Abgesehen von einigen Eherunden, die sich aber vorwiegend als Gesprächs- und Geselligkeitsrunden verstanden und als kleine geschlossene Gruppen kaum nach außen wirksam wurden, gingen die Kontakte innerhalb der Pfarre fast ausschließlich über die Kapläne. Solange die Gottesdienste nicht Feiern je einer Gruppe bestimmter Gläubiger sind, sondern man einmal diese, einmal jene Messe „besucht“, sind auch sie nicht geeignet, echte Gemeinschaft mit Verantwortung füreinander zu bilden. Auch die Wahl eines Pfarrgemeinderates schafft diesbezüglich keine Abhilfe, wenn die Gewählten nicht bereit sind, mit möglichst vielen Gläubigen von sich aus persönlich Kontakt aufzunehmen.

Dabei verwirklicht sich in solcher Nächstenliebe aus dem Glauben heraus erst das Wesen der Kirche. Sie ist in erster Linie Glaubensgemeinschaft und nicht bloß Institution: „Daran sollen alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr einander liebt.“ Die Liebe, die aus dem unbedingten Vertrauen auf Gott erst die Freiheit erhält, sich vorbehaltlos an andere zu binden, muß zuerst einmal in der Kirche selbst gelungen sein, bevor sie woanders wirksam werden kann. Dazu kommt noch, daß in unserer Zeit, in der Gott nicht mehr selbstverständlich ist und man die natürliche Religiosität nicht mehr voraussetzen kann, Gott gerade durch dieses Zeichen gläubiger Nächstenliebe verkündet werden soll<sup>5</sup>. Das heißt aber: Die Glaubensentscheidung der Erwachsenen läßt sich heute nur ermöglichen, wenn es einen Ort gibt, an dem die Verschränkung von

<sup>1</sup> Vgl. unsere „Überlegungen zur Pfarrseelsorge“, in: Der Seelsorger 36 (1966), 126 ff.

<sup>2</sup> Vgl. die beiden Bücher des Priesterteams Wien-Machstraße: „Wie die Erstkommunion in der Pfarre vorbereiten?“ (die zweite Auflage mit dem Vorschlag einer Beichtvorbereitung für die vierte Schulstufe erscheint im Herbst 1972) und „Wie Kinder in das Leben der Gemeinde einbeziehen?“ (Graz 1971).

<sup>3</sup> Vgl. den ausführlichen Bericht in N. Hepp, Neue Gemeindemodelle, Wien 1971, 97 ff. Obwohl der Herausgeber in seinen „Gedanken zur Gemeindegearbeit“ (a. a. O. 283 ff) die Pfarre Machstraße nach den tatsächlichen Gegebenheiten mit Recht in das Grundmodell 2 einordnet (von Hauptamtlichen im Team geführte Pfarre), darf gesagt werden, daß sie dies der Absicht nach von Anfang an nicht war. Das Ziel war immer die Bildung einer Gemeinde.

<sup>4</sup> Vgl. Priesterteam Wien-Machstraße, Unser Priesterbild, Graz 1971.

<sup>5</sup> Vgl. dazu P. Weß, Bleibt der Glaube derselbe?, Graz 1971.

Gottes- und Nächstenliebe überzeugend wirksam und sichtbar wird: die Gemeinschaft(en) im Rahmen einer Glaubensgemeinde.

Diese Not der Pfarre Machstraße ließ bei den Kaplänen und einigen anderen Pfarrangehörigen den Gedanken entstehen, eine „Intensivgemeinde“ als Modell einer solchen Glaubensgemeinschaft zu bilden. Einer der Anstöße dazu war auch der Kontakt mit der Integrierten Gemeinde in München<sup>6</sup>, deren Erfahrungen man vor allem durch personalen Austausch (auch eines Kaplans) übernehmen wollte. Doch es zeigte sich bald, daß der interessierten Gruppe aus unserer Gemeinde die Voraussetzungen dafür fehlten. Daraufhin gingen einige ihrer Mitglieder – darunter einer der Kapläne der Pfarre – ganz zur Integrierten Gemeinde nach München, die anderen trennten sich zum größten Teil von der Pfarre.

Ein weiterer Versuch einer Lösung dieser Fragen war bei der Pfingstnovene 1971 gestartet worden<sup>7</sup>; dort wurde die Bildung von zwei Sprengelgemeinden im Pfarrgebiet beschlossen. Man erhoffte sich auf Grund der kleineren Zahl von Gläubigen ein besseres gegenseitiges Kennenlernen und Wachsen der Verantwortung füreinander. Doch sowohl bei einer Befragung aller Katholiken der beiden Gebiete als auch bei ersten Treffen zeigte es sich, daß die betreffenden Gläubigen davon nur eine bessere Betreuung erwarteten. Keineswegs war ein Verständnis für die Notwendigkeit vorhanden, eigenverantwortlich Gemeinde zu bilden, abgesehen wieder von der Bereitschaft zur Übernahme von Hilfsdiensten. Man fühlte sich als abgeschoben, weil man selbst etwas tun sollte, wofür im Pfarrzentrum der Priester zuständig war. Lieber wollte man den weiteren Weg in Kauf nehmen und dort die Messe „besuchen“, als selbst eine Gemeinde und damit eine echte eucharistische Mahlgemeinschaft zu bilden. Obwohl dieser Versuch somit zumindest vorläufig sein Ziel nicht erreichte, hatte er doch ein Gutes gehabt: Er hatte die Erkenntnis gebracht, daß die Frage der Gemeindebildung nicht auf Sprengel abgeschoben werden darf,

<sup>6</sup> Vgl. den Bericht dieser Gemeinde in *N. Hepp*, a. a. O. 245 ff.

<sup>7</sup> Diese hatte folgende Problemstellung: Was soll in einer Pfarre alles geschehen? Wer soll das alles tun? Wie groß kann eine Gemeinde von Gläubigen sein?

sondern in der ganzen Pfarre und somit auch im Pfarrzentrum gelöst werden muß. Erst dann können wirkliche Sprengelgemeinden als Tochtergemeinden entstehen.

## 2. Die Vorbereitung der Pfingstnovene

Bereits im Jänner stellte sich der Vorstand des Pfarrgemeinderates die Frage, mit welcher Zielvorstellung von Pfarre diese Pfingstvorbereitung durchgeführt werden sollte. Nach nächtelangen Diskussionen formulierte der Vorstand in einer Sitzung, der die Kapläne absichtlich fernblieben, folgenden Text: „Wir wollen keine abstrakt-theologische Zielsetzung – gläubig leben und Verkündigung müssen parallel laufen. *Unser Ziel ist:* Unsere Tätigkeit hier ist kein Hobby, sondern *das Anliegen* unseres Lebens. Das wollen wir in unserer Pfarrgemeinde den anderen deutlich machen und ihnen damit in ihrer Glaubensentscheidung helfen. In unserer Pfarre wollen wir ‚Gemeinde leben‘ und Ansätze, die bereits vorhanden sind, weiter vertiefen.“ Dieser Text wurde vom gesamten Pfarrgemeinderat gutgeheißen.

Bereits in der Fastenzeit wurde diese Zielvorstellung bei allen Gottesdiensten den Gläubigen mitgeteilt. Außerdem wurde eine Befragung der Gottesdienstbesucher durchgeführt, bei der diese mit „Ja“ oder „Nein“ zu folgender Frage Stellung nehmen konnten: „Betrachte ich mich als mitverantwortliches Glied der Pfarrgemeinde, und bin ich bereit, unser Ziel gemeinsam zu erarbeiten und zu verwirklichen?“ 395 Personen stimmten mit „Ja“, 56 mit „Nein“. Ein Drittel der erwachsenen Meßbesucher enthielt sich der Stimme. Die relativ große Zahl von Ja-Stimmen schien eine gute Voraussetzung für die Teilnahme an der Pfingstvorbereitung zu sein.

Nun wurde es aber notwendig, die sehr allgemeine grundsätzliche Zielvorstellung zu konkretisieren. Der entscheidende Gedanke ergab sich im Anschluß an die Erfahrungen mit dem Versuch einer Bildung von Sprengelgemeinden: Solange im Pfarrzentrum ein unverbindliches Angebot von verschiedenen Gottesdiensten besteht, kann es nicht zu einer Gemeinde-Bildung durch Glaubensgemeinschaft(en) kommen. Man geht dann in diese bestimmte Kirche zur Meßfeier dieser be-

stimmten Kapläne, aber eben nicht zu einer Gemeinschaft bestimmter Gläubiger, mit denen man sich persönlich verbunden weiß, denen gegenüber man sich verantwortlich fühlt und mit denen zusammen man die Messe feiert. Solange sich nicht bestimmte Gläubige auf eine gemeinsame Meßfeier festlegen, wird es bei einem bloßen Meßbesuch mit gelegentlichen Hilfsdiensten (Vorbeten, Kommunionausteilen, wenn man gerade da ist) bleiben; es kommt aber dadurch noch keine Gemeindefeier zustande, und die nötige persönliche Beziehung der Gläubigen untereinander kann nicht entstehen.

### „Meßgemeinden“ als Weg zur Bildung von Glaubensgemeinschaften

Daraus ergab sich folgerichtig als erster Gedanke, „Meßgemeinden“ zu bilden. Diese sollten dadurch entstehen, daß sich die Gläubigen auf eine Meßzeit festlegen, zu der sie regelmäßig kommen wollten. Natürlich mit der Möglichkeit, aus triftigen Gründen einmal wegzubleiben, aber mit der Verpflichtung, in diesem Fall die Verhinderung mitzuteilen. Der Vorschlag ging des näheren dahin, daß sich alle diese „Meßgemeindeglieder“ eine halbe Stunde vor dem offiziellen Meßbeginn treffen sollten, um sich gegenseitig kennenzulernen, füreinander Sorge zu tragen („Wer besucht Herrn X im Spital?“, „Wer nimmt Frau Y einmal auf einen Sonntagsausflug mit?“) und die Meßfeier vorzubereiten (Besprechen des Themas, Verteilen der Aufgaben) sowie die allmählich eintreffenden sonstigen Meßbesucher zu begrüßen. Dadurch sollten aus einem unverbindlichen Gottesdienstangebot mehrere Gemeindefeiern entstehen.

Als Alternativvorschläge wurden noch zwei andere Gedanken entwickelt: Die Möglichkeit einer „Werktagsgemeinde“ etwa nach dem Vorbild der Pfarrgemeinde Schwechat in Wien. Dort trifft sich vierzehntägig ein Kreis von 70–80 Gläubigen in einer Intensivgemeinde zu theologischem Gespräch, zur Übernahme konkreter Anliegen füreinander sowie für die gesamte Pfarre und zu gemeinsamer Feier. Oder die Bildung einer „Eherundengemeinde“ auf der Basis von Ehe- und Familienrunden, die sich nicht nur als Gesprächs- oder Geselligkeitsrunden verstehen,

sondern als Glaubensgemeinschaft. Die daher bereit sind, weitere Familien aufzunehmen und sich dann wieder zu teilen, wenn sie zu groß werden. Und die sich bewußt in eine größere Gemeinde hineinstellen, indem sie sich zusammenschließen, um auch nach außen wirken zu können.

Diese drei Vorschläge wurden ebenfalls schon vor Ostern den Gottesdienstbesuchern vorgelegt, um die Diskussion zu ermöglichen. Außerdem wurden alle aufgefordert, selbst weitere Vorschläge zu bringen, wie die Pfarre eine Gemeinde werden könnte.

### 3. Der Ablauf

Nach gründlichen Vorbereitungen im Predigtkreis, Liturgiekreis usw. wurde die Pfingstnovene zwei Wochen vor dem Fest eingeleitet durch eine nochmalige intensive Einladung zur Teilnahme. Das Thema der Predigt bei allen Messen war: Sie haben jetzt in besonderer Weise Gelegenheit, die in der Firmung eigentlich übernommene Aufgabe zu erfüllen und das Leben der Kirche mitzugestalten. Sie können durch ihr Mittun das allgemeine Priestertum verwirklichen. Ganz besonders wurden natürlich die 395 Personen angesprochen, die sich in der Abstimmung vor Ostern zu solcher Mitarbeit bereit erklärt hatten. Auch eine gedruckte Einladung mit einer Angabe der Thematik und des genauen Programmes wurde an alle Meßbesucher verteilt. Auf der Vorderseite waren die Teile eines Puzzle-Spiels abgebildet, jeder mit der Darstellung einzelner Personen, und darunter das Motto: „Erst wenn dies ein Bild ergibt, dürfen wir uns Christen nennen“<sup>8</sup>.

Am Fest Christi Himmelfahrt wurde an Hand von Zeichnungen auf großen Tafeln bei allen Messen das Anliegen der Pfingstnovene erklärt: Wie weit sind wir noch davon entfernt, eine Gemeinde zu sein? Wir begrüßen uns gegenseitig kaum, nehmen einen Gast nicht auf, fühlen uns nicht persönlich für die Aufgaben der Pfarre verantwortlich, merken gar nicht, wenn jemand durch Krankheit o. ä. in Not kommt, haben keine Beziehung zu unseren Täuflingen und Firmlin-

<sup>8</sup> Diese und die weiteren Unterlagen senden wir daran interessierten Lesern auf Wunsch gerne zu, solange der Vorrat reicht.

gen (so daß diese Sakramente im Erlebnis der Leute bloße Zeremonien bleiben müssen). An diesem Tag wurde auch eine schriftliche Diskussionsgrundlage verteilt, auf der diese Probleme nochmals dargestellt wurden. Außerdem enthielt sie eine Beschreibung der drei Lösungsvorschläge (Meßgemeinde, Werktagsgemeinde, Eherundengemeinde) mit ihren jeweiligen Vor- und Nachteilen.

Am Sonntag vor Pfingsten wurde an Stelle der Predigt bei allen Messen eine theologische Überlegung gehalten mit dem Thema: „Was hat die Gemeinde mit dem Glauben zu tun?“ An Hand schematischer Zeichnungen, die mit einem Overhead-Projektor projiziert wurden, wurde ausgeführt, daß der Mut, einander kennenzulernen, sich vertrauensvoll aufeinander einzulassen und verantwortlich aneinander zu binden, eine Frage des Glaubens an Gott ist. Denn von Natur aus hat der Mensch Angst, sein Leben auf andere hin loszulassen. Wenn er nicht zum Herrn des anderen werden oder sich einfach an andere Menschen binden soll, kann eine volle Kommunikation in Freiheit nur gelingen, wenn im Glauben Gott als der gemeinsame Herr anerkannt wird. Andernfalls muß notwendig einer der Herr des andern werden, wenn man nicht überhaupt auf Distanz bleibt. Diese etwas schwierigen Überlegungen wurden durch Bilder (Diapositive) unterstrichen, auf denen Beispiele für die angeführten Haltungen gezeigt wurden. Außerdem wurde auch an diesem Tag eine schriftliche Zusammenfassung dieser Gedanken ausgegeben.

Am Dienstag vor Pfingsten war die Vollversammlung der Pfarre angesetzt. Dabei sollten in Tischgruppen zu 7 Personen die Probleme der Gemeindebildung diskutiert, die Ergebnisse dann dem Plenum vorgelegt werden. 25 solcher Tische waren in der Kirche aufgestellt, dementsprechend viele Tischgruppenleiter waren bereit. Es kamen mit diesen zusammen ca. 120 Personen (davon fast 20 als Beobachter von anderen Pfarren usw.). Die Berichte der einzelnen Tischgruppen waren für die Initiatoren der Pfingstnovene eher bedrückend. Bis auf wenige Ausnahmen wurde ungefähr folgende Ansicht vertreten: „Die Theorie der Gemeindebildung ist zwar sehr gut, aber die Verwirklichung ist noch

kein ‚Bedürfnis‘ der Pfarre, sondern eben ein Anliegen der Kapläne. Daher solle man warten, bis die Zeit dafür reif sei.“ Dennoch wurden programmgemäß die vorbereiteten Fragebogen ausgegeben, mit denen die Gläubigen zu den vorgelegten Ideen einer Gemeindebildung Stellung nehmen konnten.

Am Freitag vor Pfingsten wurde die eigentliche Pfingstvorbereitung abgeschlossen. Zuerst fand ein Wortgottesdienst statt, der hauptsächlich von einer auswärtigen Studentengruppe mit einem Spiel zum Thema „Frieden“ gestaltet wurde. Anschließend wurde eine Agape in der Kirche gehalten. Wieder kamen ca. 120 Personen.

#### 4. Das Ergebnis

Schon an dieser geringen Beteiligung bei den Veranstaltungen unter der Woche wurde deutlich sichtbar, daß die Pfarre weder als ganze noch zu einem großen Teil den Schritt zu einer Gemeindebildung in dieser Form tun wollte und daß sie auch keinen anderen Weg zu diesem Ziel suchte. Ebenso klar zeigte sich dies am Ergebnis der Fragebogenaktion: Bis Freitag vor Pfingsten gaben 40 Personen einen ausgefüllten Fragebogen ab, zu Pfingsten kamen noch 30 dazu. Dementsprechend gedrückt war auch die Stimmung des Pfingstfestes. Es gab nicht viel zu feiern.

In der ersten Sitzung des Pfarrgemeinderatsvorstandes nach Pfingsten wurden die Ergebnisse besprochen. Dabei zeigte sich im offenen Gespräch, daß der Beschluß über die Zielvorstellung „Gemeinde“ selbst im Vorstand keineswegs von allen gleich verstanden worden war. Die Mehrzahl verstand darunter in Wirklichkeit doch nur einen gut funktionierenden Pfarrbetrieb mit etwas vermehrtem gelegentlichen (also unverbindlichen) persönlichen Kontakt. Einige Mitglieder des Vorstandes (wie übrigens auch des Pfarrgemeinderates oder der Pfarre überhaupt) waren aus deshalb in großen Schwierigkeiten, weil ihr Ehepartner keineswegs mit einer solchen engeren persönlichen Bindung an eine Pfarrgemeinschaft einverstanden war, wodurch sich viel Konfliktstoff ergab.

Weil die ausgefüllten Fragebogen eine große Zersplitterung zeigten (je ca. 10 Personen stimmten für eine Meßgemeinde am Frei-

tag abends, Samstag abends, Sonntag vormittags früher, Sonntag vormittags später, Sonntag abends, Werktagsgemeinde, Eherundengemeinde), wurden alle diese Pfarrangehörigen vom Vorstand zu einem Treffen am Freitag nach Fronleichnam eingeladen. Dabei wurde nochmals die Frage gestellt: „Warum überhaupt Meßgemeinde?“, sowie das organisatorische Problem des nötigen Zusammenschlusses auf zwei oder drei Termine aufgeworfen. Im Endergebnis fanden sich 34 Personen für den Sonntag abends, 17 für den Sonntag vormittags und 13 für eine Werktagsgemeinde zusammen. Dabei muß es noch als offen angesehen werden, ob vor allem die beiden letzteren Gruppen wirklich lebensfähig sind und was sich aus allem nun wirklich entwickeln wird.

## 5. Rückblick und Ausblick

Die Geschichte der Pfarre Machstraße bis zur Pfingstnovene 1972 war ein Versuch, auf möglichst breiter Basis die Volkskirche in einer Pfarre so zu reformieren, daß in ihr das tiefste Wesen der Kirche als Glaubensgemeinschaft verwirklicht und sichtbar wird und daß zugleich damit die Möglichkeit echter Mitverantwortung im Sinne des allgemeinen Priestertums geschaffen wird. Damit sollten die neuen Gedanken des Konzils und auch die Beschlüsse der Wiener Diözesansynode verwirklicht werden, nach deren Leitwort in der Kirche „die Gemeinschaft des Glaubens wirksam werden soll“. Es ging also nicht darum, eine Elite-Gemeindekirche für einige wenige zu bilden, sondern für eine gemeindlich strukturierte Volkskirche der Zukunft, etwa auf der Basis der Meßgemeinden, den Weg zu bahnen. Auch die Bildung einer Intensivgemeinde als Modell dafür sollte nicht Selbstzweck sein, sondern diesem größeren Ziel dienen.

Ein Versuch einer Reflexion auf dieses Bemühen wird etwa folgendes feststellen müssen:

1. Sowohl der Übergang von dem traditionell-religiösen jenseitigen und individualistischen Glaubensverständnis („Rette deine Seele für das Leben nach dem Tod“) zu einem spezifisch-christlichen diesseitigen und sozialen (Reich Gottes als heile menschliche Welt unter seiner Herrschaft) als auch der

damit zusammenhängende Schritt vom hierarchischen Kirchen- und Priesterbild zu einem allgemeinen Priestertum mit verschiedenen Aufgaben sind auch in der Pfarre Machstraße erst im Ansatz vollzogen. Trotz eindeutiger Verkündigung von Anfang an und der Entwicklung entsprechender Formen der Liturgie und des übrigen Gemeindelebens.

Es hat fast den Anschein, daß sich eine große Zahl der Pfarrangehörigen in einer Art Niemandsland zwischen beiden Formen von Glaubensverständnis und Kirchenbild bewegt. Sie haben einen kritischen Abstand zu den traditionellen Inhalten und Strukturen und fühlen sich angesprochen von der Theologie und der Praxis dieser Pfarre. Das gilt insbesondere auch von den ca. 400 „Auswärtigen“ unter den rund 1200 Personen, die mit gewisser Regelmäßigkeit zum Gottesdienst in die Machstraße kommen. Viele suchen etwas Neues und erwarten es hier. Aber sie haben es deshalb noch lange nicht übernommen. Vor allem übersehen sie damit leicht die Forderungen, die dieses neue Verständnis von Glaube und Kirche an den Menschen stellt: daß man hier natürlich keineswegs um die persönliche Glaubensentscheidung (und damit auch um das persönliche Gebet) herkommt – sie wird einem durch die Gemeinde nicht abgenommen. Daß die Verwirklichung des so verstandenen christlichen Glaubens vielleicht sogar noch mehr Opfer kostet als früher, weil es um den Einsatz dieses Lebens für die Sache Gottes in der Welt geht und nicht nur um das Sammeln einiger Verdienste für später. Weil viele diese Konsequenzen aus der neuen Sicht des Glaubens und der Kirche nicht ziehen, ist ihr Einsatz noch geringer als in einer traditionell-religiösen Pfarre. Während sich dort wenigstens Ministranten und Vorbeter Gott zuliebe auf bestimmte Meßzeiten verpflichten, müßten sich hier eben Glaubensgemeinschaften bilden, die dann natürlich auch gemeinsam Gottesdienst feiern.

2. Viele Pfarrangehörige sind nicht imstande oder nicht bereit, diese Mitverantwortung zu übernehmen und sich in entsprechende persönliche Beziehungen einzulassen. Sie können oder wollen den Schritt von der Theorie, die sie vielfach sogar als richtig bezeichnen, zur Praxis nicht vollziehen. Aus Angst vor

dem Unbekannten, aus persönlichen Vorbehalten, aus mangelnder Entscheidungs- und Kontaktfähigkeit. Sie erwarten unabhängig von diesem oder jenem Glaubensverständnis auf jeden Fall, von der Kirche bzw. einigen Hauptamtlichen betreut zu werden. Sie (miß-)verstehen daher notwendig alle konkreten Versuche einer Gemeindebildung als bessere Betreuung: hier kümmern sich die Priester eben mehr um „ihre“ Gläubigen, hier geht es „persönlicher“ oder „menschlicher“ zu.

Aus diesen beiden Feststellungen ergeben sich aber *wichtige Konsequenzen für die Pastoral*, die hier erst als Fragen formuliert werden:

1. Kann die nötige Erneuerung der Kirche überhaupt auf der breiten Basis einer Pfarre erfolgen, zu der man schon deshalb dazugehört, weil man als Kind getauft wurde und eben hier wohnt? Ist es überhaupt zu erwarten, daß auch nur die Mehrzahl solcher Pfarrangehöriger zugleich die entsprechende Entscheidung vollzieht? Ist nicht gerade das hier erforderliche Vorgehen in kleinen Schritten schuld daran, daß das Neue nicht voll sichtbar und deshalb jene Entscheidung fast nicht ermöglicht wird? Daß damit das besagte Niemandsland entsteht, in dem der Glaube weder in dieser noch in jener Form verwirklicht wird, sondern manchmal nur ein Allerwelts-Humanismus? Müßte deshalb nicht zuerst eine Personalgemeinde auf der Basis dieser neuen Theologie entstehen, in der von vornherein alle in diese Richtung streben? Damit die Kirche vielleicht einmal ein Modell hat, nach dem sie neugestaltet werden und so ihre sich wohl noch verstärkende Krise überleben kann. Wie es ja zu allen Zeiten die Orden waren, die zunächst in ihrer Gemeinschaft die zeitgemäße Form gläubigen Lebens entwickelten, nach denen sich die Kirche dann orientieren konnte. Eine solche scheinbare Absonderung bedeutet noch lange keine Spaltung, wenn eine solche Personalgemeinde mit der Gesamtkirche verbunden bleibt und ihr damit dienen will. Auch die Differenzen in Glaubensverständnis und -praxis zwischen Jerusalem und Antiochien konnten nur durch Bejahung eines entsprechenden Pluralismus ausgehalten werden, und genau dadurch gelang der Kirche der Durchbruch in die nichtjüdische Welt.

2. Selbst wenn einmal durch solche neue Gemeinden das Modell für eine neu strukturierte „Volkskirche“ geschaffen ist, werden deshalb noch lange nicht alle Gläubigen imstande oder gewillt sein, dies auch in allen Konsequenzen zu übernehmen, ohne daß man sie deshalb gleich als ungläubig abstemeln dürfte. Muß es daher nicht auch in der Kirche der Zukunft eine gestufte Zugehörigkeit geben? Ist insofern nicht bereits jetzt das Sprechen von einer gleichen Mitverantwortung aller Gläubigen eine Irreführung? Wird nicht an die Stelle der Unterscheidung zwischen Klerus und Laien dann eine andere treten müssen, etwa die Stufung Getaufte – Gefirmte – mit Leitungsaufgaben Betraute? Wird dann nicht statt der bisher einzigen Form einer Ausbildung im Priesterseminar ein entsprechendes Firm-Katechumenat oder eine Leiterschulung notwendig werden? Ist es deshalb z. B. nicht jetzt schon falsch, als Bedingungen für die Kandidatur bei der Wahl zum Pfarrgemeinderat nur ein Mindestalter, Kommuniongemeinschaft, Zahlen des Kirchenbeitrages sowie einige befürwortender Unterschriften zu verlangen? Müßten sich nicht alle Kandidaten für solche oder ähnliche Leitungsämtler zu einer entsprechenden theologischen und praktischen Schulung verpflichten und auch dazu, wenigstens bei einem Meßtermin die anderen Gläubigen kennenzulernen, um diesen eine echte Wahl zu ermöglichen und sie dann auch wirklich vertreten zu können? Wenn es weiter eine Volkskirche geben soll, in der nicht alle die volle Mitverantwortung tragen können oder wollen, darf man auch nicht bei allen die Voraussetzungen dafür einfach annehmen und muß daher den Mut haben, eine entsprechende gestufte Zugehörigkeit zu beschreiben und sichtbar zu machen.

Diese Fragen und Probleme dürften die Ursachen der schmerzlichen Krise sein, in der sich die Pfarre Machstraße jetzt befindet. Aber wie jede Krise bedeutet auch diese eine Chance. Vermutlich sind hier Probleme schon virulent, die woanders vielleicht noch gar nicht gesehen werden. Es ist zu hoffen, daß sie hier auch früher eine Lösung finden, die für die gesamte Kirche nützlich sein kann. Zumindest könnte dieser Bericht anderen Gemeinden helfen, es besser zu machen.